
Elsbeth Stern

Je früher, desto besser?

Über Lernstrategien von Vorschulkindern¹

1. Lernen in früher Kindheit

In Bezug auf das Thema „Frühförderung“ gibt es viele Mythen und Vorurteile, die die Diskussionen bestimmen. So hört man immer wieder, dass Kinder nur in einem bestimmten Alter sehr gut lernen, dann, wenn im Gehirn die Neuronendichte besonders hoch ist. In diesem Kontext wurden vor vielen Jahren in Chicago erste Ergebnisse von Peter Huttenlocher zur Gehirnentwicklung veröffentlicht, die zunächst wirklich erstaunlich waren. Es zeigte sich nämlich, dass in den ersten Lebensjahren eines Kindes sehr viele Nervenzellen im Gehirn miteinander verbunden werden. Wenn das Kind älter wird, werden aber viele dieser Nervenverbindungen auch wieder aufgelöst.

Das sprach zunächst dafür, dass Verbindungen, die nicht genutzt werden, sich wieder verabschieden, dass es also darauf ankommt, die Kinder früh zum Lernen zu animieren, damit die Verbindungen erhalten bleiben. Inzwischen wissen wir, dass wir diese Phänomene ganz anders interpretieren müssen. Eine hohe Neuronendichte im Gehirn ist nicht gleichzusetzen mit Lernfähigkeit. Lernfähig wird das Gehirn erst dann, wenn sich ganz bestimmte Neuronen verbinden und gleichzeitig eine Ausdünnung stattgefunden hat. Man muss also auf keinen Fall befürchten, dass das Gehirn mit abnehmender Neuronendichte seine Lernfähigkeit verliert. Ganz im Gegenteil. Man muss sich das so vorstellen: Es gibt zunächst viele kleine Wege, aber die sind natürlich weniger effizient. Viel besser wäre es, wenn man einen großen ausgetretenen Weg hätte. Und so ist das auch im Gehirn. Wichtige Nervenverbindungen stehen für diesen Weg, für die „Hauptstraße“. Also ist es nicht richtig, pauschal zu sagen, kleine Kinder lernen gut wegen der hohen Neuronendichte.

Andere Ergebnisse aus der Hirnforschung zeigen, dass Kinder bis ins Jugendalter hinein manche Dinge sogar schlechter lernen als Erwachsene. Entscheidend hierfür ist das Frontalhirn. Das ist der Teil in unserem Gehirn,

¹ Erstveröffentlichung des Artikels in: Deutscher Hochschullehrerverband (Hrsg.), (2005): Glanzlichter der Wissenschaft. Ein Almanach. Stuttgart: Lucius; die Zwischentitel sind von der Herausgeberin eingefügt worden.

der uns Menschen quasi zu Menschen macht. Hier findet die langfristige Planung statt, hier befindet sich das Bewusstsein, hier kommt es zur Affektkontrolle. Dass wir als Erwachsene nicht gleich weinen, wenn wir frustriert sind, liegt eben auch daran, dass wir ein gut ausgebildetes Frontalhirn haben. Es liefert uns sofort Steuerungsmechanismen, so dass wir kontrolliert mit Frustration umgehen können. Bei Kindern ist das Frontalhirn noch nicht ausgereift. Und so ist es zu verstehen, warum sie schneller weinen und schneller frustriert sind.

Veränderungsprozesse im Frontalhirn halten Kinder aber nicht vom Lernen ab. Lange genug haben wir fälschlicherweise geglaubt, dass Kinder aufgrund bestimmter Hirnstrukturen vieles noch nicht lernen können. Das stimmt so nicht. Aber sie lernen wegen der Entwicklung des Frontalhirns vieles langsamer und brauchen mehr Geduld. Erzieher bzw. Lehrer müssen also kurzfristig erreichbare Ziele setzen und den Lernstoff in kleine Portionen aufteilen, weil das Frontalhirn noch nicht ausreichend ausgebildet ist. Natürlich gibt es auch Bereiche, in denen Kinder scheinbar schneller lernen als Erwachsene. Das hat damit zu tun, dass Erwachsene umlernen, Kinder dagegen neu lernen. Und das Neulernen funktioniert in der Regel schneller. Als Erwachsene haben wir viele Denkprozesse so weit automatisiert, dass sofort eine Handlung erfolgt, wenn wir mit einer bestimmten Situation konfrontiert werden. Einerseits macht uns das sehr effizient. Andererseits aber kann es problematisch werden, wenn sich die Situation ändert. Eine falsche Handlung könnte die Folge sein.

Ein einfaches Beispiel soll das verdeutlichen: Als Erwachsene haben wir wahrscheinlich schon Tausenden von Menschen die Hand zur Begrüßung gegeben. Das ist ein automatisiertes Verhalten. Wenn wir jedoch nach Japan kommen, wird es uns schwer fallen, uns zur Begrüßung zu verbeugen. Für uns ist dieses Ritual ungewohnt. Deshalb haben wir schneller die Hand ausgestreckt als die Verbeugung vorgenommen. Kinder hingegen, die noch nicht so vielen Menschen die Hand gegeben haben, deren Verhalten also noch nicht automatisiert ist, könnten sich schnell auf dieses neue Begrüßungsritual einstellen. Das liegt aber wie gesagt daran, dass Kinder anstatt umzulernen neu lernen müssen. Und das geht meist schneller.

2. Domänenspezifisches Lernen

Kinder lernen nicht generell schneller, sie lernen aber in bestimmten Bereichen schneller. Der Grund liegt in vorprogrammierten Kompetenzen unseres Gehirns, die irgendwann umgesetzt werden. Also z.B. das aufrechte Gehen, das Erkennen von Mustern, das Erfassen von Mengen, das Kommunizieren mittels Sprache, all das gehört zu unseren vorprogrammierten Kompetenzen. Wir haben sie nicht allein den Umwelteinflüssen zu verdanken, sondern vor allem der Tatsache, dass unser Gehirn quasi „vorbereitet“ ist auf diese typischen menschlichen Fähigkeiten.

Ein Experiment verdeutlicht das: Man hat Säuglingen, die sich noch nicht alleine fortbewegen können und nicht viel von ihrer Umwelt gesehen haben, über einen gewissen Zeitraum hinweg Dreiecke gezeigt. Die Babys betrachteten sie, fanden sie aber allmählich auch langweilig. Als man ihnen dann Vierecke oder andere geometrische Formen zeigte, schauten sie wieder interessiert hin. Das spricht dafür, dass schon Säuglinge Unterschiede in Mustern erkennen können.

Genauso gehört auch die Sprache zu dem prototypischen Bereich des Menschen. Menschen sprechen unter allen Bedingungen. Eine Umwelt kann gar nicht so abartig sein, dass sie Kinder vom Sprechen abhält. Natürlich sprechen manche besser, manche schlechter, je nach Förderung, aber generell ist der Drang des Menschen zu sprechen sehr stark. Es gibt sehr viele Forschungen darüber, wie der Prozess des Spracherlernens genau vonstatten geht.

Menschen können im Prinzip, so ist unser Gehirn programmiert, 200 Laute erkennen und nutzen. Jede Sprache nutzt von diesen Lauten aber nur einen Bruchteil. Im Deutschen dürften es etwa 40 sein. Die Sensibilität des Menschen für die Laute der Muttersprache ist schon sehr früh zu beobachten. Schon wenige Tage alte Babys reagieren auf die Muttersprache anders als auf eine Fremdsprache. In den ersten Lebensjahren geht die Sensibilität für Laute, die wir nicht hören, verloren. Ob man dem gegensteuern könnte oder ob das ein natürlicher Prozess ist, das müssen wir noch genauer untersuchen. Alles, was Kinder zum Spracherwerb brauchen, ist eine sprechende Umwelt. Dadurch lernen sie, welche Bedeutung Wörter haben, und sie lernen auch, selbst Wörter zusammenzufügen. Untersuchungen haben gezeigt, dass selbst Kleinkinder, die noch nicht gut sprechen können, schon Feinheiten in der Grammatik nutzen. Wenn man ihnen z. B. ein Phantasietier vorsetzt und sagt: „Das ist Fido“ oder „Das ist ein Fido“, würde das für die Kinder schon einen Unterschied machen. Im ersten Fall wäre Fido ein Eigenname, im zweiten Fall eine Bezeichnung für eine Gattung. Aus solchen Feinheiten lernen Kinder die Bedeutung von Wörtern und die Sprachstrukturen. Es ist klar, dass Kinder Sprache besser lernen, wenn sie mit Erwachsenen oder anderen Kindern sprechen, die auf Feinheiten eingehen. Dass Kinder neue Worte z. T. recht schnell lernen, liegt auch daran, dass man mit Kindern besonders pointiert, betont spricht. Es sind Feinheiten in der Interaktion, die dafür sorgen, dass Kinder in ihren ersten fünf Lebensjahren die Sprache so lernen, dass sie sie auch gebrauchen können und nur noch wenige Fehler, auch in der Grammatik, machen.

In diesem Zusammenhang wird immer wieder über eine Frage diskutiert: Kann es sein, dass die Sprachentwicklung für alle Zeiten behindert wird, wenn mit dem Kind nicht oder wenig gesprochen wird? Aus der Tierforschung existieren tatsächlich Belege für eine solche These: Wenn man Tiere in einer Umwelt aufwachsen lässt, in der sie keine akustischen oder visuellen Reize wahrnehmen können, obwohl ihre Spezies darauf vorbereitet

ist, gehen manche dieser Fähigkeiten tatsächlich verloren. Allerdings sind diese Ergebnisse nur bedingt auf den Menschen zu übertragen. Denn so extrem schwierige Voraussetzungen haben selbst solche Kinder nicht, die unter ungünstigen Bedingungen aufwachsen. Ein Kind, das z. B. zur Zeit Ceaucescus in einem rumänischen Waisenhaus lebte, hatte zumindest noch einen Hell-/Dunkel-Rhythmus, es hatte hin und wieder Laute gehört. Hinzu kommt das interne Programm dieser Kinder – sie suchen sich von selbst Reize, die sie brauchen. Sogar extrem vernachlässigte Kinder sprechen. Kinder, die misshandelt und eingesperrt wurden, beginnen zu sprechen, wenn sie unter besseren Bedingungen gefördert werden. Untersuchungen haben das gezeigt. Allerdings werden diese Kinder nie perfekt. Trotzdem: Die Angst vor kritischen Zeitfenstern, die sich für immer schließen könnten, ist eigentlich unbegründet.

Auch wenn sich das Gehirn im ersten Lebensjahr stark verändert und gerade im visuellen Bereich schon viel gelernt wird, müssen wir nicht befürchten, dass Kinder bestimmte Lernerfahrungen nicht mehr machen, wenn man sie nicht ständig neuen anregenden Lern-Umgebungen aussetzt. Stellen wir uns das am Beispiel der Farben vor: In den letzten Jahrzehnten sind viele Farben entwickelt worden. Ich bin sicher, dass die wenigsten von uns diese Farben schon im ersten Lebensjahr gesehen haben, z. B. die verschiedenen Rosa-Töne „Pink“ oder „Rosina“ oder verschiedene Blau-Töne. Auch wenn sich der visuelle Kortex im ersten Lebensjahr entwickelt, kann man als Erwachsener immer noch zwischen neuen Farben unterscheiden. Auch das ist ein Beleg dafür, dass man nicht alles schon ganz früh wahrgenommen haben muss, damit man es später sehen und nutzen kann.

Obwohl wir keine Angst vor kritischen Zeitfenstern haben müssen, gibt es einen Befund, über den wir kurz nachdenken müssen, die Tatsache, dass von den 200 Lauten diejenigen verloren gehen, die vom Menschen nicht genutzt werden. Zum Beispiel haben wir mit dem Englischen Schwierigkeiten, weil in unserer Muttersprache kein „th“ vorkommt. Es stellt sich die Frage, ob man hier gegensteuern sollte. Sollte man Kinder, damit sie später gut Englisch lernen, schon im Kleinkindalter mit allen möglichen Fremdsprachen beschallen, damit sie die 200 Laute nicht verlernen? Ich würde dringend davon abraten. Denn wir wissen nicht, welche katastrophalen Folgen das haben könnte für den Erwerb der Muttersprache. Vielleicht könnten diese Kinder tatsächlich alle 200 Laute differenzieren und produzieren, aber ich bin ziemlich sicher, dass sie nie ordentlich sprechen lernen würden. Hier muss man den Nutzen der Beschränkung betonen.

Warum lernen eigentlich Kinder unter normalen Umständen so problemlos sprechen? Das liegt daran, dass das interne Programm die Kinder ziemlich abschottet von dem, was in der Welt vor sich geht. Kinder fangen an, Ein-Wort-Sätze zu bilden. Wenn man ein Kind fragt: „Möchtest du einen mit Schokolade bezogenen Keks haben?“, antworten sie nur: „Keks haben“. Erst wenn sie einen Sprachbereich sicher beherrschen, weiten sie ihr be-

grenztes Repertoire aus. Dieses interne Programm kümmert sich nicht darum, wie komplex die Frage eigentlich ist. Das dürfte der Grund sein, dass Kinder, wenn sie die Muttersprache einmal beherrschen, sie auch problemlos anwenden können. Eine Überflutung mit verschiedenen Sprachen bzw. Lauten würde wahrscheinlich schwerste Störungen provozieren.

Ein Beispiel aus der Tierforschung soll verdeutlichen, dass man in die natürliche Entwicklung nicht ohne weiteres eingreifen sollte: Man hat Vogeleier frühzeitig geöffnet und diese kleinen früh geschlüpften Vögel mit solchen verglichen, die sich zur vorgesehenen Zeit selbst aus den Eiern befreit hatten. Tatsächlich konnten die künstlich geschlüpften Tiere viel besser sehen. Es zeigte sich aber, dass sie nicht mehr hören konnten. In der Natur hätten diese Vögel keine Überlebenschance gehabt. Man erklärt sich das so, dass die Nervenzellen, die eigentlich fürs Hören zuständig waren, von den Augen sozusagen „geklaut“ wurden, und damit war es vorbei mit der Hörfähigkeit. Wir müssen also damit leben, dass bestimmte Fähigkeiten irgendwann unwiederbringlich verloren gehen. Und dazu gehört eben auch, dass wir als Erwachsene nicht jeden Sprachlaut unterscheiden und produzieren können. Ein anderer Bereich, der beim Thema der Frühförderung immer angeführt wird, ist der Zweitsprachenerwerb. Tatsächlich ist es so, dass Kindern, die zweisprachig aufwachsen, praktisch eine Sprache geschenkt wird. Es spricht wenig dagegen, viel dafür, Kinder zweisprachig aufwachsen zu lassen, wenn sich die Möglichkeit dazu ergibt. Ein Grund dafür, dass der Zweitsprachenerwerb so problemlos vonstatten geht, wenn er früh einsetzt, ist, dass Erst- und Zweitsprache parallel gelernt werden. Zunächst kommt der Ein-Wort-Satz, dann der Zwei-Wort-Satz usw. Erst allmählich kommen die Feinheiten der Grammatik hinzu. Und das alles passiert parallel. Deshalb erwerben Kinder beide Sprachen zwar langsam, aber dafür fehlerfrei. Wir wissen, wenn wir erst mit 10 Jahren eine Fremdsprache lernen, beherrschen wir bereits perfekt die Muttersprache, wir können Vergangenheitsformen bilden, wir kennen den Satzbau usw. Aber dieses Wissen stört sehr häufig beim Erlernen einer zweiten Sprache. Denn die Regeln, die Grammatik der Fremdsprache sind anders. Fehler schleifen sich leichter ein, und selbst wenn wir viele Jahre z.B. Englisch im Schulunterricht hatten, sprechen wir die Sprache doch nicht perfekt. All diese Probleme treten nicht auf, wenn wir von Anfang an zwei Sprachen lernen.

Aber auch hier stellt sich die Frage: Können wir den Zweitsprachenerwerb künstlich herstellen? Es wird zur Zeit sehr viel investiert in Fremdsprachenunterricht im Kindergarten und der Grundschule. Wir wissen jedoch noch nicht, ob das tatsächlich etwas bringt. Denn der instruktive Fremdsprachenunterricht, den wir alle in der Schule genossen haben, läuft natürlich ganz anders ab als der spontane Zweitsprachenerwerb. Wenn die Kinder in einer Umgebung aufwachsen, in der zwei Sprachen gesprochen werden, z.B. Immigranten-Kinder, ist es wichtig, dass sie sehr schnell auch mit der Landessprache konfrontiert werden. So lernen sie die Mutter- und die

Landessprache gleichzeitig. Und das ist fast nie ein Problem. Dazu gibt es auch Forschungen: Man hat Menschen, die von Anfang an zweisprachig aufgewachsen sind, ins Gehirn geschaut und sie verglichen mit Personen, die erst mit sieben Jahren eine Zweitsprache erlernt haben, diese allerdings auch perfekt beherrschen. Tatsächlich fand man Unterschiede in der Struktur und der Verarbeitung im Gehirn. Können wir daraus schließen, dass eine Fremdsprache bereits im Kindergarten gelernt werden sollte? Wir können das noch nicht sagen. Wenn ein oder zwei Mal pro Woche ein Englischlehrer in den Kindergarten geht und mit den Kindern ein paar englische Vokabeln übt, dann werden diese Vokabeln sicherlich hängen bleiben. Aber ob die Kinder davon wirklich bis ins Erwachsenenalter profitieren, wissen wir nicht.

3. Förderung junger Kinder

Mein erstes Fazit lautet also: Wir müssen nicht befürchten, dass Kinder, die normal in einer fürsorglichen Umgebung aufwachsen, etwas verpassen, wenn sie einen bestimmten Input nicht erhalten. Wir können ihre Entwicklung in den ersten Lebensjahren sehr gelassen sehen. Trotzdem müssen wir andererseits sensibel sein, insbesondere wenn ein Kind Störungen in den Sinneswahrnehmungen (Sehen, Hören) oder auch im Hirnbereich hat. Dann kann man gar nicht früh genug reagieren mit besonderen Förderprogrammen. Aber auch bei gesunden Kindern kann man natürlich einiges dazu beitragen, ihre Entwicklung voranzubringen. Es sollte auch professionell geschehen. Wir müssen, wie das in anderen Ländern bereits üblich ist, Kindern ab vier Jahren eine Lernumgebung zur Verfügung stellen, die sie auf die Dinge vorbereitet, die später im Leben wichtig sein werden. Das möchte ich im folgenden noch vertiefen.

Warum eigentlich schon ab vier Jahren? Zwischen dem dritten und vierten Lebensjahr entwickeln die Kinder die „Fähigkeit zur Perspektivübernahme“. Das ist eine wichtige Voraussetzung für das Lernen. Wenn man einem dreijährigen Kind eine Smarties-Dose zeigt und fragt „Was ist hier drin?“, dann sagt es „Smarties“. Dann macht man die Smarties-Dose auf und zeigt ihm, dass Bleistifte drin sind. Es hat also gelernt, diese Smarties-Dose wurde anders als vorgesehen benutzt. Was macht das Kind mit dieser Information? Das kann man beobachten, wenn man ihm eine weitere Frage stellt: „Stell dir vor, dein Freund kommt jetzt rein. Was wird er wohl meinen, was in dieser Dose ist?“ Das Kind wird antworten: „Bleistifte“. Natürlich wissen wir Erwachsene, dass das nicht zutrifft. Der Freund würde auch „Smarties“ sagen. Aber die „Fähigkeit zur Perspektivübernahme“, die auch beinhaltet, dass man weiß, dass es in den Köpfen der anderen anders aussehen kann als in meinem eigenen Kopf, entwickelt sich erst zwischen dem dritten und vierten Lebensjahr. Grundsätzlich lernen Kinder natürlich schon viel früher. Aber die Vorstellung, dass ich jemandem zuhören sollte, weil er

mehr weiß als ich und dafür auch ein Bewusstsein zu bekommen, entwickelt sich erst zwischen dem dritten und vierten Lebensjahr.

Deshalb spricht alles dafür, Kindern ab vier Jahren anregende Bildungsangebote zu geben. Diese Erkenntnis ist wichtig, wenn wir die Frühförderung professionalisieren wollen. Das könnte in Form eines verpflichtenden Bildungsangebots für Kinder ab vier Jahren in speziellen Einrichtungen sein. In Holland z.B. existieren solche Institutionen für Fünfjährige, aber weil die so gut sind, schicken die Eltern ihre Kinder schon mit vier Jahren dorthin. Das sollte ein Vorbild für uns sein.

Was Kinder mit vier Jahren lernen sollten? Keinesfalls sollten sie wie in der Schule in Reih und Glied nebeneinander sitzen und zuhören müssen. Das würde nicht funktionieren, denn Kinder in diesem Alter können vom Zuhören noch nicht profitieren bzw. mit dem Wissen etwas anfangen. Sie sollten vielmehr vorbereitet werden auf die Dinge, die wir in unserer Wissensgesellschaft lernen müssen.

Das, was wir in der Schule heute lernen, ist nicht das, was die Menschheit von Anfang an in ihrem Wissensschatz hatte. Das ist erst mühsam entwickelt worden. Etwa seit 50 000 Jahren gibt es auf der Erde Lebewesen wie uns, die ausgestattet sind mit Gehirnen wie den unsrigen. Gesprochen haben Menschen schon immer, aber sicherlich kannte der Mensch damals keine Aktiv- oder Passivverben oder Vergangenheitsformen, wie wir das heute tun. Unsere komplexe Sprache, unsere Schrift ist ein sehr spätes Kulturgut. Es gibt sie in manchen Gegenden unserer Erde seit 5 000 Jahren, in anderen Gegenden wurde sie hingegen sehr viel später eingeführt; Mathematik in der Form, wie sie heute im schulischen Curriculum installiert ist, gibt es erst seit weniger als 100 Jahren. Wir verlangen also von unseren Kindern, dass sie in wenigen Schuljahren Jahrhunderte der Menschheitsentwicklung nachholen. Das kann nur gelingen, wenn wir wirklich einen Plan haben, wie Kinder peu à peu an diese komplexen Dinge herangeführt werden.

Es macht keinen Sinn, Kindern Buchstaben beizubringen. Was man tun kann, und das passiert auch schon in vielen Kindergärten: Man kann Kinder sensibilisieren für phonologische Strukturen der Sprache. Und das tut man nicht, indem man eine Vorlesung über Linguistik hält, sondern indem man mit ihnen z.B. Reime übt oder Silben klatscht. In Finnland, dem PISA-Sieger, fangen Kinder sogar recht spät an, lesen und schreiben zu lernen. Aber sie werden durch solche Sprechspiele sehr gut darauf vorbereitet.

Es macht auch keinen Sinn, Kindern das Einmaleins beizubringen, wenn sie noch nicht wissen, was das ist. Die Kunst der Mathematik besteht ja darin, Zahlen nicht nur als Zählinstrument zu nutzen, sondern die Welt überhaupt quantitativ zu strukturieren. Der Mathematik-Didaktiker Wittmann nannte die Mathematik die „Wissenschaft von den Mustern“. Ein anderer Satz lautet, die „Mathematik macht das Unsichtbare sichtbar“. Aber dazu muss ich erst die Konzepte, auf der die Mathematik basiert, verstehen. Es gibt viele

Möglichkeiten, Kinder an solche Ideen heranzuführen. Kinder könnte man zum Beispiel dazu animieren, in einem Raum symmetrische Muster zu entdecken, weil Symmetrie ein wichtiges Prinzip der Mathematik ist. Ganz wichtig ist auch die musikalische Förderung. Zwar ist unklar, ob es tatsächlich sensible Phasen gibt und ob man wirklich ein guter Musiker werden kann, wenn man sehr früh anfängt. Das wird immer wieder behauptet, aber man müsste viel differenzierter argumentieren. Trotzdem müssen Kinder früh an Musik herangeführt werden, weil man vielleicht Talente entdecken kann, weil Musik eine wichtige Sache ist, aber auch, weil Musik hilft, die Welt zu strukturieren. Ich habe mal kleine Kinder bei einem Trommelkurs beobachtet und dabei gesehen, dass das auch eine gute Vorbereitung ist für die Mathematik. Sie lernen Rhythmus, sie können Muster entdecken. Musik müsste also auch ein Teil eines verpflichtenden Bildungsprogramms sein.

Ob wirklich Fremdsprachen dazu kommen sollten? Um diese Frage zu beantworten, bräuchten wir mehr Forschung. Deshalb sollten wir uns vorerst auf Felder konzentrieren, für die wir schon gute Ergebnisse haben. Wichtig ist z. B. auch, dass Kinder in der Gesprächsführung so vorbereitet werden, dass sie später mit anderen Kindern gut diskutieren können. Kinder haben nämlich oft Probleme, zwischen sinngemäßer und wortgemäßer Bedeutung zu unterscheiden. Auch dafür gibt es spielerische Übungen, z. B. muss ein Kind einen Satz sagen, das nächste muss ihn umformulieren, aber das gleiche meinen usw. Die Quintessenz meiner Ausführungen ist: Wir brauchen endlich eine professionelle Frühförderung, wir brauchen professionell strukturierte Bildungsangebote für Kinder ab vier Jahren. Nicht, weil sie in diesem Alter schneller oder besser lernen als ältere Kinder, sondern weil man Kinder in diesem Alter spielerisch schon sehr gut auf das Lernen vorbereiten kann. Späteres Lernen könnte sehr viel entspannter ausfallen als das in Deutschland bisher der Fall ist, wenn wir unsere Kinder einfach früher fördern.